

JONATHAN NASAW

Seelenesser



Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Prolog

1. Kapitel

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf

Sechs

Sieben

Acht

Neun

2. Kapitel

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf

Sechs

Sieben

Acht

Neun

Zehn

Elf

3. Kapitel

Eins

Zwei

Drei

Vier
Fünf
Sechs
Sieben
Acht

4. Kapitel

Eins
Zwei
Drei
Vier
Fünf
Sechs
Sieben

5. Kapitel

Eins
Zwei
Drei
Vier
Fünf
Sechs
Sieben
Acht

6. Kapitel

Eins
Zwei
Drei
Vier
Fünf
Sechs
Sieben
Acht

7. Kapitel

Eins
Zwei
Drei
Vier

Fünf
Sechs
Sieben
Acht
Neun
Zehn

8. Kapitel

Eins
Zwei
Drei
Vier
Fünf
Sechs
Sieben
Acht

9. Kapitel

Eins
Zwei
Drei
Vier
Fünf
Sechs
Sieben
Acht

10. Kapitel

Eins
Zwei
Drei
Vier
Fünf
Sechs
Sieben

11. Kapitel

Eins
Zwei
Drei

Vier
Fünf
Sechs
Sieben
Acht
Neun
Zehn
Elf
Zwölf
Dreizehn

Epilog

Anmerkung des Autors und Danksagungen

Über dieses Buch

Der letzte Atemzug seiner Opfer soll ihm Unsterblichkeit verleihen ...

Auf den Jungferninseln in der Karibik geht die Angst um: Eine Mordserie erschüttert das Urlaubsparadies. Allen Opfern fehlt die rechte Hand – ist die alte Legende vom »Machetenmann« zu neuem Leben erwacht? Der pensionierte FBI-Agent E.L. Pender wird um Hilfe gebeten. Pender hat schon bald eine Ahnung, wer hinter den Morden steckt – doch er kommt nicht an den Serienkiller heran ...

Meisterhaft spielt Jonathan Nasaw in diesem Psychothriller mit den Ängsten seiner Figuren – und seiner Leser.

Über den Autor

Jonathan Nasaw (geboren 1947) lebt in Kalifornien und ist der Autor zahlreicher Horror- und Psychothriller. Viele davon sind SPIEGEL-Bestseller.

Jonathan Nasaw

Seelenesser

Aus dem amerikanischen Englisch von
Ursula Gnade



beTHRILLED

»be« – Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Digitale Neuausgabe
Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Die Originalausgabe TWENTY-SEVEN BONES erschien 2004 bei Atria Books,
New York

Copyright © 2004 by Jonathan Nasaw

Lektorat/Projektmanagement: Lukas Weidenbach
Umschlaggestaltung: Christin Wilhelm, www.grafic4u.de
unter Verwendung einer Illustration © shutterstock: luxorphoto
eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-4178-2

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Von zu großer Liebe zum Leben
Erlöst und nicht länger hoffend und bang,
Gilt welch immer Götter es geben mag
Im Stoßgebet unser innigster Dank,
Dass kein Mensch auf ewig lebet
Dass die Toten nie auferstehen
Dass der Flüsse matteste webet
Zum Meer seinen Weg, um drin aufzugehen.
Algernon Swinburne
»Der Garten der Persephone«

Sieh meine Lippen beben
Und die Augen sich drehen in den Kopf hinein,
Saug ein meinen letzten Odem
Und fang meine entfleuchende Seele ein!
Alexander Pope
»Eloise an Abelard«

Prolog

1985 liegt in Lolowa'asi, einem Dorf auf der Insel Pulau Nias, fünfundsiebzig Kilometer vor der Westküste von Sumatra, ein Häuptling im Sterben.

Oder genauer gesagt, er sitzt im Sterben. In Lolowa'asi ist es nämlich immer noch Brauch, dass ein Häuptling die obligatorische Totenbette aufrecht sitzend hält, in seinem mit kunstvollen Schnitzereien verzierten Ehebett, wenn nötig im Rücken gestützt von einer oder mehreren seiner Ehefrauen, in seiner Nähe der Schädel oder die rechte Hand eines seiner Feinde, damit er ihn über die Brücke in die nächste Welt mitnehmen kann.

Eine solche Rede, in der nicht nur das Leben und die Herrschaft des großen Mannes rekapituliert werden, sondern auch die Geschichte des Dorfs, zieht sich manchmal über Tage hin. Diese hier hat vor etlichen Stunden begonnen. Aber obwohl das dörfliche Leben um das Haus des Häuptlings herum seinen gewohnten Gang geht – Frauen kochen Jamswurzeln oder arbeiten auf den Feldern; Männer hacken Holz oder füttern und striegeln die Schweine, die im Wirtschaftssystem der Insel den wesentlichsten Quell und die demonstrative Darstellung des Reichtums verkörpern –, hat sich im *Omo Sebu*, dem Großen Haus, bisher noch keiner der beiden potenziellen Nachfolger des sterbenden Häuptlings von seinem Totenbett entfernt.

Für diese Anhänglichkeit gibt es einen Grund. In Lolowa'asi werden sowohl die Nachfolge als auch das Erbe noch auf die herkömmliche Weise übertragen: auf denjenigen unter den Nachkommen, dem es gelingt, dem

Häuptling im allerletzten Augenblick so nahe zu sein, dass er dessen Todesodem tief einatmen kann, denn es herrscht der Glaube, dieser enthalte sein *sofu* und sein *fa'atua-tua*, seine Autorität und seine Weisheit, aber auch das allein ausschlaggebende *lakhomi*, den spirituellen Ruhm des Verstorbenen. Gemeinsam machen sie sein *eheha* aus – seinen Geist oder seine unsterbliche Seele.

Bring diesen Atemzug an dich, und du bekommst alles: die Schweine, das Land, den Geist, das Große Haus. Daher warten die beiden Erben mit nackter Brust und lauschen, die mit Goldfäden durchwirkten Festtags-Sarongs um die Hüften geschlungen, während die Frauen kommen und gehen und Platten mit Reis und Huhn und knusprigen Schweinekrusten auftragen.

Unter den Frauen ist aber auch eine, die weder kocht noch serviert. Sie ist eine junge Weiße, eine Amerikanerin, die Hälfte eines zweiköpfigen Teams von Anthropologen, die miteinander verheiratet sind. Sie und ihr Mann benutzen einen Camcorder für eine Dokumentation über das Dorf, das als die letzte Ansiedlung in der indonesischen Provinz Nordsumatra gilt, in der die traditionelle Kultur noch gepflegt wird. Er bedient den Camcorder, während seine wesentlich jüngere Ehefrau handschriftliche Notizen macht.

Die Anthropologen, die von dem Ritual auf dem Totenbett gehört, es aber noch nie selbst erlebt haben, wissen, was als Nächstes zu geschehen hat. Gemäß der Tradition wird der Häuptling nach der Rede und den Segnungen (alle im Raum Anwesenden einschließlich der Amerikaner kommen für ein gütiges Wort oder ein Stück von dem geweihten Kieferknochen eines Schweins infrage), von seinen Frauen gestützt, auf dem Totenbett sitzen bleiben, während seine beiden Söhne am Fußende des Betts im Kreis herum gehen.

Wenn seine erste Frau ahnt, dass der Häuptling stirbt, wird sie den anderen Ehefrauen ein Zeichen geben.

Gemeinsam werden sie ihn wieder auf den Rücken legen, und der glückliche Erbe, der dem Bett in dem Moment am nächsten ist, wird sich mit geöffnetem Mund über den Häuptling beugen und den letzten Atemzug in sich aufsaugen, *sofu, fa'atua-tua, lakhomi, eheha* und alles, was dazu gehört.

Einzig und allein das Timing ist ausschlaggebend – die Amerikaner erwarten eine Art feierliche Variante des Spiels »Die Reise nach Jerusalem« oder etwas in der Größenordnung, nur dass in diesem Fall ungewöhnlich intensiv gerangelt wird, wenn die Musik, im übertragenen Sinn, endet. Unter vier Augen haben sie sich sogar darüber lustig gemacht.

Aber am Ende hat das, was sich an diesem Sommernachmittag abspielt, gar nichts Komisches an sich. Die Kamera hält alles fest. Ehe sie den anderen Ehefrauen bedeutet, dass für den Häuptling die Stunde geschlagen hat, die für uns alle schlagen wird, gibt die erste Ehefrau des Sterbenden dem älteren Sohn, Ama Bene, dem Sohn ihrer eigenen Lenden, ein verstohlenes Zeichen, indem sie den Handrücken, wie zum Zeichen ihrer Trauer, auf ihre Schläfe legt. Er verlangsamt seine Schritte und steht neben dem Kopf seines Vaters, als sie den alten Mann wieder auf die Matratze mit dem Batiktuch sinken lassen. Die magere nackte Brust – nicht einmal der reichste Mann in Lolowa'asi hat viel Fett auf den Rippen – senkt sich, hebt sich und senkt sich wieder.

Als Ama Bene sich gerade über seinen Vater zu beugen beginnt, zeigt die Bandaufnahme, dass er gewaltsam zur Seite gestoßen, sogar bis über den Bildrand hinausgeschoben wird, und während in dem Raum schlagartig Chaos ausbricht, ist Ama Halu, der jüngere Sohn, derjenige, den die Kamera einfängt, wie er sich über den Häuptling beugt. Er atmet tief ein, ein gewaltiges jauchzendes Luftschnappen, und reißt triumphierend die Arme in die Luft.

Aber im nächsten Moment taumelt Halu vom Bett zurück, und eine blutige Speerspitze, die nach unten weist, ragt in einem obszönen Winkel aus seinem Unterleib hervor. Hinter ihm kommt Bene wieder ins Bild, packt den Speer und lehnt sich zurück, und um der Hebelwirkung willen stemmt er seinen nackten Fuß gegen das Hinterteil seines jüngeren Bruders.

Die Speerspitze verschwindet. Bene kippt mit dem besudelten Speer in der Hand nach hinten um, während Halu taumelnd zu der Anthropologin wankt. Sie fängt ihn in ihren Armen auf. Blutige Schaumblasen quellen aus seinem Mund.

In der Zwischenzeit ist Bene wieder auf die Füße gekommen und rast auf die beiden zu. Seine Absicht besteht eindeutig darin, den väterlichen Atem auf diesem Umweg zurückzuverlangen. Aber Halu hat andere Vorstellungen. Er wirft einen Blick über seine Schulter, bedenkt seinen Bruder mit einem breiten, blutigen Grinsen und dreht sich dann wieder zu der Frau um. Er umklammert mit beiden Händen ihren Hinterkopf und zieht ihr Gesicht an seines, öffnet den Mund ganz weit und legt seine Lippen auf ihre.

Sie wehrt sich mit blutverschmiertem Mund. Sie versucht, den Kopf abzuwenden, aber obwohl Bene sich bemüht, die beiden voneinander zu lösen, ist Halus Todesgriff nicht zu durchbrechen. Halu sinkt schwer auf die Knie, die Frau ebenfalls. Er haucht seinen letzten Atem in ihren Mund, während sein Bruder wiederholt mit dem Ende des Speers von hinten auf ihn einschlägt wie mit einem Knüppel. Die Frau fühlt den dumpfen Aufprall der Hiebe indirekt; der Vorderzahn, der an jenem Tag abbricht, wird nie überkront werden.

Was den letzten Atem des Sterbenden angeht – er ist so zart wie ein Seufzer, sauer und kupferhaltig, und in der Vorstellung der Frau besteht kein Zweifel daran, und für sie wird auch nie Zweifel daran bestehen, dass er mehr als

nur Kohlendioxyd enthält. Die Hände, die ihren Kopf umklammert halten, lockern sich; der Tote stürzt auf den Boden. Als sie jetzt allein dort kniet, blickt sie auf – Ama Bene, der Brudermörder, steht über ihr; sein Gesicht ist vor Wut verzerrt, und er hat den Speer mit der besudelten Spitze wurfbereit in der Hand. Sie bedenkt ihn mit einem blutigen, triumphierenden Grinsen. Das Blut und der Triumph gehören nicht nur ihr allein, sondern auch dem Toten; das Grinsen dagegen ist ganz und gar ihr eigenes.

1. Kapitel

Eins

Andy Arena fuhr um Mitternacht zu den Docks von Frederikshavn hinunter und parkte seinen alten gelben vw-Käfer, den Anweisungen entsprechend, gegenüber dem leer stehenden Schuppen des Hafenmeisters auf der anderen Straßenseite. Als er sicher war, dass ihn niemand beobachtete, schloss er den Wagen ab, überquerte die Straße und wartete, wiederum seinen Anweisungen entsprechend, mit seinem Matchbeutel neben dem Schuppen.

Andy, ein Bartender von neununddreißig Jahren, dessen Lieblingssong »A Pirate Looks at Forty« von Jimmy Buffett war, wusste noch nicht, ob sie auf dem Landweg oder auf dem Seeweg aufbrechen würden (die Epps hatten sich in dem Punkt bewusst vage ausgedrückt), aber er konnte seine Aufregung so oder so kaum zügeln. Streng geheime Pläne, ein Rendezvous um Mitternacht, eine Landkarte auf Wachstuch, mit der Hand gezeichnet, ein vergrabener Schatz: Selbst wenn sie mit leeren Händen heimkehrten, war schon allein das Abenteuer seine Zeit und Mühe wert.

Auf jeden Fall hatte er nichts zu verlieren. Wenn seine neuen Partner ihn aufgefordert hätten, sich an den Auslagen zu beteiligen oder gutgläubig Bargeld bereitzustellen – tja, Mama Arenas kleiner Liebling war schließlich nicht gerade erst gestern aus dem Bananenboot gefallen. Aber die Epps schienen von Andy nichts weiter zu verlangen als Verschwiegenheit und einen starken Rücken,

und sie waren bereit, ihm dafür zehn Prozent des Reinerlöses zu bezahlen, falls sie Gewinne machen sollten.

Um 0 Uhr 5 hielt ein weißer Dodge mit Vorhängen vor den Fenstern an. Andy ließ die Seitentür aufgleiten, warf seinen Matchbeutel nach hinten und kletterte ihm hinterher. Es gab keinen Rücksitz. Andy drehte einen leeren Plastikeimer um, setzte sich darauf und tauschte ein freundliches Nicken mit dem anderen Mann aus, der hinten im Wagen saß, ein Indonesier von ungewissem Alter, den er nur unter dem Namen Bennie kannte und der neben der Hintertür auf seinen Hacken kauerte. Andy war es nie gelungen, die exakte Natur des Verhältnisses zwischen den Epps und Bennie zu ergründen. Angeblich war er ihr Faktotum, aber in seinen tief liegenden, wachsamten Augen, seinem zerfurchten Gesicht und seinem ernsten Auftreten lag etwas, woraus Andy schloss, dass mehr dahintersteckte.

»Weiß jemand, dass Sie hier sind?« Dr. Phil Epp, hager und bärtig, drehte sich auf dem Beifahrersitz um. Sein Bart war eine Sache für sich, ganz ohne jeden Schnurrbart, etwa so wie der von Abe Lincoln. Er sah Lincoln auch ein wenig ähnlich, aber noch mehr Ähnlichkeit wies er mit Fotografien auf, die Andy von dem verrückten alten John Brown gesehen hatte – vor allem um die Augen herum. »Hat Sie jemand dort warten sehen?«

»Fehlanzeige. Und noch mal Fehlanzeige.«

»Was hast du deinem Boss gesagt?« Dr. Emily Epp, eine vollbusige Frau von Anfang vierzig, gut zwei Jahrzehnte jünger als ihr Mann, mit rotblondem Haar, grauen Augen, einem breiten, sinnlichen Mund und einer kleinen Stupsnase, saß hinter dem Steuer.

»Ich brauchte ihm nichts zu sagen. Montag und Dienstag sind meine regulären freien Tage.«

»Was ist mit deiner Freundin? Du hast doch eine?« Sie stellte den Rückspiegel so ein, dass sie Andy ins Gesicht sehen konnte. Er selbst sah nur das Spiegelbild ihrer leicht

hervortretenden Augen, von der grünen Beleuchtung des Armaturenbretts in einen gespenstischen Schein getaucht.

»Niemand Bestimmtes.«

»Ich wette, Sie kriegen jede Menge Muschis, als Bartender und so«, sagte Phil.

Andy hatte sich seinerzeit zur Genüge mit seinen Eroberungen gebrüstet, aber aus Gründen, die er nicht ganz festmachen konnte, kam es ihm irgendwie degoutant vor – ausgerechnet dieses unmögliche Wort kam ihm in den Sinn –, sein Sexualleben mit den beiden zu diskutieren. »Wohin geht's denn nun? Jetzt könnt ihr es mir doch sicher sagen, oder?«

»Hier, sagen *Sie* es mir.« Phil reichte ihm die berühmte Landkarte – oder, genauer gesagt, eine Fotokopie. Das Original hatte Andy nur ein einziges Mal zu sehen bekommen, letzte Woche, und selbst dann nur die Rückseite.

»Sieht aus wie – also gut, es ist eindeutig St. Luke. Das hätte ich natürlich aus der Tatsache schließen können, dass wir kein Boot genommen haben.«

»Nun mach schon, Einstein«, sagte Emily.

»Okay – also, hier ist Fred' Harbor ...« Phil beugte sich über die Rücklehne seines Sitzes, und Andy fuhr mit dem Zeigefinger die Küste erst in nördlicher und dann in östlicher Richtung nach. »Und hier sind die Karibenklippen ... also muss das hier ... Smuggler's Cove sein?«

»Und mehr brauchen Sie im Moment nicht zu wissen.« Phil brachte die Landkarte mit einer behaarten Hand wieder an sich, faltete sie zusammen und ließ sie in eine der vielen Taschen seines langärmeligen Safarihemds gleiten.

Sie fuhren schweigend weiter und folgten der Küstenstrecke, die Andy mit seinem Finger nachgefahren hatte, entgegen dem Uhrzeigersinn. Es war eine mondlose Nacht, aber die Sterne strahlten karibisch hell. Andy rückte den Eimer, auf dem er saß, auf die linke Seite des

Kleinbusses (der sich, in Übereinstimmung mit den Gesetzen und Sitten von St. Luke, auf der linken Seite der zweispurigen Landstraße voranbewegte), zog die Vorhänge vor den Seitenfenstern auf und presste seine Nase an die Scheibe. Wenn er geradewegs nach unten schaute, konnte er den schmalen weißen Streifen der Brandung draußen jenseits der Karibenklippen sehen, die diesen Namen trugen, weil vor vierhundert Jahren die letzten Überlebenden dieses grimmigen und vom Unglück verfolgten Stamms – Männer, Frauen und Kinder – lieber von diesem Steilufer in den Tod gesprungen waren, als sich von den Spaniern versklaven und als Arbeiter in die dominikanischen Goldminen schicken zu lassen.

»Habt ihr eigentlich jemals am Fuß der Klippen gegraben?«, fragte Andy und schloss den Vorhang wieder. Die Epps waren ein Ehepaar, ein zweiköpfiges Team von Anthropologen und/oder Archäologen – Andy war nie hundertprozentig klar gewesen, worin der Unterschied bestand, falls es überhaupt einen gab.

»Oh ja«, erwiderte Emily. Sie grinste ihn über ihre Schulter an und zeigte dabei einen abgebrochenen Vorderzahn. »Das ist der reinste Friedhof.« Aus ihrem Mund klang das ganz so, als fände sie es echt prima.

»Schätzchen, wenn du nicht auf die Straße schaust, werden unsere Knochen bald dort unten bei den anderen liegen«, gab Phil zu bedenken.

»Wenn das den Archäologen in weiteren vierhundert Jahren kein Kopfzerbrechen bereiten wird!«, sagte Emily fröhlich. Dann wandte sie sich an Andy: »Ursprünglich sind wir nach St. Luke gekommen, um uns eingehend mit den Kariben zu befassen. Weißt du, was das Beste an denen ist? Sie sind restlos ausgestorben: keine zu vermutenden Nachkommen, die wegen der Knochen Ärger machen.«

Der Highway führte in einer Serie von Serpentinaen von den Höhen hinab. Bennie schien mühelos das Gleichgewicht zu halten, doch Andys Eimer rutschte

ständig unter ihm herum. Er stand auf, in der Mitte abgeknickt, blieb, mit einem Fuß auf jeder Seite des Getriebebuckels und einer Hand auf jedem der beiden Vordersitze, stehen und surfte durch die Kurven auf dem verbleibenden Weg hinunter zum Meer.

Ein paar Minuten, nachdem sie am Smuggler's Cove vorbeigekommen waren, einer breiten Lagune im Sternenlicht, die von giftigen Manzinellabäumen umringt war, verlangsamte Emily, bis der Kleinbus im Schrittempo fuhr. Phil streckte den Kopf aus dem Beifahrerfenster. »Dort!«

Ein vom Wind wie eine Skulptur geformter Dividivibaum rechts von ihnen markierte die Abzweigung. Emily riss das Steuer herum; der Kleinbus fuhr vom Highway ab und begann, einer kaum erkennbaren Reifenspur ins Inland zu folgen, die sich dann nach Westen wandte und wieder in die Hügel des Regenwalds hinaufführte.

Kurz nachdem sich der Baldachin des Waldes über ihnen geschlossen und das Licht der Sterne ausgesperrt hatte, verloren sich die Spuren. Emily schaltete die Scheinwerfer und den Motor aus. Nach einem Moment setzten die Dschungelgeräusche wieder ein – Mungos und ihre Beute raschelten im Unterholz, nachtaktive schwarze Papageien schrien im hohen Baldachin des Waldes –, aber Andy wartete vergeblich auf die Rückkehr seines Sehvermögens.

»Riechen Sie das?«, flüsterte Phil.

Andy schnupperte. »Das riecht nach ... Juicy Fruit.«

Phil lachte und pochte ihm mit dem Kaugummistreifen, den er wenige Zentimeter vor Andys Gesicht hatte baumeln lassen, auf die Nase – so dunkel war es.

Bennie bahnte mit seiner Machete einen Pfad. Emily und Phil folgten. Alle drei trugen Bergarbeiterhelme mit hochmodernen, raffinierten Grubenlampen, die es ihnen gestatteten, von roten Laserstrahlen auf weiße LED-Strahlen umzuschalten und umgekehrt. Andy schleppte die

Ausrüstung und bildete das Rücklicht. Vor ihrem Aufbruch hatten sie sich mit Insektenabwehrmittel eingeschmiert, doch die Insekten schienen sich davon überhaupt nicht abschrecken zu lassen, dachte Andy – sie nahmen nicht den geringsten Anstoß daran.

Nach ein paar hundert Metern rückten die Sterne blinkend wieder in ihre Sicht. Hier war der Wald nachgewachsen, niedrig und ineinander verschlungen. Der Eingang zum Höhlenkomplex war keinen Meter hoch, in einen kleinen felsigen Hügel eingelassen und mit Gestrüpp und rankenden Kletterpflanzen getarnt. Phil und Bennie räumten die Öffnung frei. Phil schaltete das LED-Weiß seiner Grubenlampe auf Laser-Rot um und kroch als Erster hinein, gefolgt von Bennie. Emily bedeutete Andy, ihnen zu folgen. Er ließ sich auf Hände und Knie sinken und starrte in den schräg nach unten abfallenden Tunnel mit dem Steinboden, schaute dann über seine Schulter und hielt sich gegen den grellen Schein ihrer Grubenlampe eine Hand über die Augen, als er Emily ansah.

»Ich glaube nicht, dass ich das tun kann«, sagte er zu ihr und wich von der Öffnung zurück.

»Du hast doch gesagt, du bist nicht klaustrophobisch.«

»Das bin ich auch nicht – ich meine, bisher war ich es nie. Aber mir ist, als schreie etwas tief in meinem Innern: Geh da nicht runter.«

»Hunderttausend Dollar«, sagte sie. »Darauf könnte sich dein Anteil belaufen.«

»Warum lasst ihr uns warten?«, rief Phil.

»Wir kommen gleich nach.« Emily setzte ihren Helm ab und ließ sich vor Andy auf alle viere nieder. Die obersten Knöpfe ihres Safarihemds standen offen und enthüllten den Ansatz von beeindruckenden, wenn auch hängenden Brüsten, die ein genormter Bügel-BH kaum halten konnte. Sie neigte sich zu ihm vor und presste ihre Stirn an seine. »Wenn du das nicht tust, wirst du es dir niemals verzeihen«, flüsterte sie.

Er sah auf. Ihre Blicke trafen sich. Für Andy war es ein bisschen so, als schaue er in diesen Tunnel. Geh nicht da runter, dachte er, als ihre Lippen zart seinen Mund berührten

Zwei

Montagsmorgen, sieben Uhr. Holly Gold streckte einen nackten Arm aus und schlug auf den Wecker, bis er verstummte. Ich liege wieder in meinem eigenen Bett, sagte sie sich – es war ein Spielchen, das sie an manchen Tagen gern am Morgen spielte. Laurel ist noch am Leben, alles andere war nur ein Traum. Wenn ich angestrengt lausche, kann ich hören, wie die Wellen gegen die Felsen von Big Sur schlagen, und wenn ich die Augen öffne und aus dem Fenster schaue, werde ich windschiefe Zypressen und Montereykiefern sehen, und dahinter wird der Himmel kühl und grau sein.

Dann raschelte das Moskitonetz, ein kleiner warmer Körper kroch neben Holly ins Bett, und sie wurde wieder daran erinnert, dass ihr neues Leben auf St. Luke auch seine guten Seiten hatte, die sie für einiges entschädigten.

»Guten Morgen, Püppchen«, sagte Holly.

»Mmmm.«

»Ist dein Bruder schon auf?«

»Marley sagt, er geht heute nicht zur Schule.«

»Wenn das so ist, sagst du Marley ...« – Holly brauchte ihre Stimme kaum zu erheben, damit sie im anderen Schlafzimmer des Häuschens zu hören war – »... Tante Holly sagt, dass er heute nicht nur zur Schule geht, sondern dass er hungrig zur Schule geht, falls er nicht angezogen ist und gefrühstückt hat, wenn ich zum

Aufbruch bereit bin.« Sie bluffte natürlich nur, aber das galt schließlich auch für ihren Neffen.

Die Insel St. Luke hat die Form eines angebissenen Putenunterschenkels, und dort, wo am Südwestrand des fleischigen Endes ein ordentlicher halbrunder Bissen fehlt, liegt Frederikshavn Harbor.

Je höher die Stadt Frederikshavn über den Hafen aufsteigt, desto kostspieliger sind die Behausungen. Auf Meereshöhe, in dem Viertel, das unter dem Namen Sugar Town bekannt ist, stehen vorwiegend Baracken aus Blech, wahllosen Bauholzresten und Pressspanplatten, mit grünen Wellbahnen aus Polyester überdacht. Über Sugar Town erhebt sich Dansker Hill mit seinen Gebäuden im dänischen Kolonialstil. Ihre Ziegeldächer reichen als Vordächer bis über die Bürgersteige, wo sie von Säulen getragen werden, und ihre dicken gemauerten Wände haben Bögen und Kolonnaden und sind mit zitronengelbem und melassebraunem Stuck verziert, der Anstrich ist in Pastelltönen gehalten: Schattierungen von rosa, hellblau und hellgelb. Über Dansker Hill, auf dem Hügelkamm im Osten der Stadt und sogar vor den höchsten Orkanfluten sicher, blicken geschmackvolle moderne Schlösser mit freitragenden Wänden aus Hölzern und Buntglas über den Hafen hinaus.

Holly wohnte acht Meilen östlich von Frederikshavn in einer kleinen Ortschaft, die The Core genannt wird und sich in eine Falte des Regenwaldgrats schmiegt. (Alle nannten es den Regenwald – technisch gesehen war es ein sekundärer trockener Tropenwald, da die Insel jährlich weniger als tausendzweihundert Millimeter Niederschlag zu verzeichnen hatte.)

Am Montagmorgen fuhr Holly, wie an jedem Wochentag während der Schulzeit, in dem alten vw-Bus ihrer verstorbenen Schwester, einem klassischen Hippiegefährt, das mit psychedelischen Gänseblümchen bemalt war und

Daisy hieß, die Kinder in die Stadt und setzte sie vor der Apgard-Grundschule am Fuß des Dansker Hill ab. Dann rang sie mit der störrischen Kupplung, um den ersten Gang einzulegen, und hielt sich an dem vibrierenden Lenkrad fest, als fürchtete sie um ihr Leben, während der Bus durch das alte dänische Viertel zum Hügelkamm hinauf holperte und ruckelte, auf dem die wirklich Reichen lebten.

An der Einfahrt der umzäunten, bewachten Wohnanlage stand ein neuer Mann Wache. Er musterte misstrauisch den psychedelischen Bus, und dann verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Grinsen, als er hineinlugte und die Fahrerin sah. »Miss Holly!«

»Oh, hallo.« Jetzt erkannte sie ihn. Er war einer der Kunden, wenn auch kein Stammkunde, im Busy Hands, wo sie nach wie vor zwei Abende in der Woche arbeitete. Er war das, was sie hier einen Down-Islander nannten, das heißt, er kam von einer der südlicheren Inseln, aber sie konnte sich weder an seinen Namen erinnern, noch daran, von welcher Insel er stammte. »Angezogen hätte ich Sie beinahe nicht erkannt. Es ist schon eine ganze Weile her.«

»Ich bin dabei, für meinen nächsten Besuch zu sparen.« Das Grinsen wurde noch breiter, als er sie durch das Tor winkte. Er hatte gute Zähne, kräftig und weiß – von welcher Insel er auch stammen mochte, Zuckerrohr pflanzten sie dort schon mal nicht an.

Hollys erster Termin jeden Montagmorgen war bei einer reichen fünfundvierzigjährigen halbseitig Gelähmten, die Helen Chapman hieß und eine Tiefengewebsmassage unter besonderer Berücksichtigung ihrer von einem Schlaganfall in Mitleidenschaft gezogenen linken Seite erhielt. Das war die Form von Arbeit, die Holly, eine staatlich geprüfte Massagetherapeutin mit Esalen-Ausbildung, bei ihrer Berufswahl im Sinn gehabt hatte. Sie baute ihren Tisch im Solarium auf, und während eine Steven-Halpern/Georgia-Kelly-CD leise im Hintergrund spielte, arbeitete sie mehr als

eine Stunde lang mit sicherem Gespür und knetete und massierte mit flinken, geschickten Händen, um ungenutzte Muskeln zu durchbluten, bis auch die betroffene Muskulatur mit einer gesunden rosigen Farbe durchzogen war.

Für den Rest des Vormittags hatte Holly keine weiteren Termine. Nachdem sie ihre schmutzige Wäsche zum Waschhaus von Sugar Town gebracht hatte (dort würden Down-Islanders, Frauen von den südlicheren Inseln, sie waschen, trocknen, kräftig ausschütteln und zusammenfalten, und das Ganze würde sie so wenig kosten, dass es sich nicht lohnte, es selbst zu tun), unternahm Holly einen Abstecher zum Sunset, einer Open-Air-Bar direkt außerhalb der Stadt. Dort mixte Vincent, der Bartender und Besitzer, nicht nur die angeblich leckersten und tödlichsten Bloody Marys auf der ganzen Insel (Holly hätte es nicht beurteilen können, da sie keinen Tropfen trank), sondern er verkaufte auch zu vernünftigen oder zumindest annehmbaren Preisen das beste Gras (ihr einziges Laster).

Die kreisrunde Bar stand im Schatten eines runden Blechdachs mitten auf der erhöhten, zementierten Tanzfläche. Holly setzte sich auf einen Platz mit Meerblick. »Was hast du feines Neues da, Vincent?«

Der Mann aus Trinidad beugte sich über den Tresen und winkte sie näher zu sich. »Hochlage, Südhang, altbewährte Regenwaldqualität, eins a, zwei Züge genügen. Aus hiesigem Anbau, schattengetrocknet, mild wie Muttermilch, für 'n Fuffziger pro Achtel.«

»Und was ist alt und billig zu haben?«

»Dreckiger Kolumbianer für fünfundzwanzig. Aber ich schlag dir 'n Deal vor – du knetest mir diesen verdammten Knick aus 'm Nacken, und ich verkauf dir zum selben Preis den Altbewährten.«

»Zieh dein Hemd aus«, sagte Holly. »Aber keine Extras.«

Drei

»Vor langer Zeit – vor ewigen Zeiten –, als ich Deputy bei einem Sheriff in Upstate New York war, hat mein Boss immer geprahlt, den Mordfall, den er nicht lösen könnte, gäbe es nicht.«

Special Agent E.L. Pender, FBI, im Ruhestand, legte am Lesepult eine dramatische Pause ein; die Studenten in den roten und blauen Hemden warteten mit gespannt erhobenen Stiften.

»Was er täte, hat er mir erzählt, sei ganz einfach – er schnappt sich die erste Person, die die Leiche gefunden hat, und die letzte, die das Opfer lebend gesehen hat, und dann prügelt er beide windelweich, bis einer von ihnen gesteht.«

Konsterniertes Schweigen im Hörsaal. Die in den roten Hemden waren die besten und hellsten Ordnungshüter der Nation, die den elfwöchigen Trainingskurs an der National Academy des FBI in Quantico besuchten; die in den blauen Hemden waren die Auszubildenden des FBI.

»Gut«, sagte Pender. »Nach Ihrer Reaktion zu urteilen brauche ich Ihnen gar nicht erst zu sagen, dass diese Zeiten vorüber sind. Ich behaupte nicht, das sei gut so, aber ich behaupte auch nicht, das sei schlecht so. Ich sage lediglich, dass es so ist: Diese Zeiten sind vorüber. Und deshalb stehe ich heute vor Ihnen, um das Evangelium der affektiven Vernehmung zu predigen.

»Wie Sie bereits wissen, ist in den Fällen, in denen zwei Vernehmungsbeamte sich zu einem Team zusammentun, wobei einer der gute Bulle und der andere der böse Bulle ist, fast immer der gute Bulle derjenige, der am Ende im Verhörraum sitzt und das Geständnis aufnimmt, falls es überhaupt zu einem solchen kommt, während der böse Bulle durch die Einwegspiegel zuschaut. Was Sie jedoch unter Umständen nicht wissen, ist, dass man sich diese

ganze Mühe sparen kann, wenn der böse Bulle keine Handhabe hat, seine Drohungen auf ein halbwegs realistisches Level hochzuschrauben, denn dann ist dieses Spiel nicht die Bohne wert.

Auf jeden Täter, der auspackt, kommen fünf andere, die entweder verstockt die Schnauze halten oder sich an dubiose Anwälte halten oder ihre Geständnisse mit der Begründung zurückziehen, sie seien genötigt worden – und in dieser Rechnung sind noch nicht einmal Zeugen und/oder Verdächtige berücksichtigt, die sich als unschuldig erweisen, aber Informationen von beweiserheblichem Wert besitzen, die sie einem Vernehmungsbeamten ganz bestimmt nicht mitteilen werden, wenn der Kerl ihnen droht oder ihnen Angst einjagt oder wenn er sie, und sei es noch so unbewusst, an den miesesten Schläger auf dem Schulhof ihrer Kindheit erinnert, der sie schikaniert und terrorisiert hat, als sie klitzekleine Staatsbürger waren.

Und um Ihre nächste Frage vorwegzunehmen: Was ist, wenn es sich bei der Person, die Sie verhören, um ebendiesen Typ miesen Tyrannen Ihrer Kindheit handelt? Ist bei ihm nicht davon auszugehen, dass er wahrscheinlich eher auf demonstrative Brutalität und Gewaltandrohungen reagiert?

Die Antwort lautet erstaunlicherweise: Nein. Warum? Weil, wie Ihnen jeder Psychiater sagen wird, es eine der Tatsachen des Lebens ist, eine peinliche psychologische Grundwahrheit, dass jedes menschliche Wesen, von Mutter Teresa bis hin zu Jack the Ripper, aus denselben Grundbedürfnissen heraus handelt, dieselben primitiven Abwehrmechanismen einsetzt und Zugriff auf denselben Grundstock ursprünglicher Gefühle hat wie jeder andere Mensch auch. Tief unter der Oberfläche wollen wir alle uns geborgen fühlen, wir alle wollen geliebt werden, und wir alle wollen respektiert werden.

Die affektive Vernehmung trägt all diesen Umständen Rechnung, berücksichtigt die grundlegenden emotionalen Bedürfnisse und die Gefühle des Verhörten und setzt sie ein, um ihm das zu entlocken, was das Ziel einer jeden Vernehmung sein *sollte*, und ich betone: *sollte*, die jemals von einem Ordnungshüter durchgeführt wird: die Wahrheit ans Licht zu bringen. Sie sind nicht im Verhörraum, um ein Geständnis zu erzwingen oder eine Theorie zu erhärten, Sie sind da, um wahrheitsgemäße Informationen herauszufinden.

»Für heute Morgen haben wir uns ein gewaltiges Pensum vorgenommen. Ich hoffe, vor der Pause die Grundlagen der Proxemik, der Kinesik und der Paralinguistik abgehandelt zu haben, und falls noch Zeit bleibt, werden wir uns zum Rollenspiel in Kleingruppen aufteilen. Irgendwelche Fragen, ehe es losgeht?«

»Klar.« Rotes Hemd, lümmelt sich in der vierten Reihe des Hörsaals, die Cowboystiefel diagonal in den Gang gestreckt. »Sie sagen, wenn ich aus einem Kinderschänder die Wahrheit rausholen will, muss ich ihm mit Respekt begegnen?«

Pender kam hinter dem Lesepult hervor. »Sie stellen meine Sachkenntnis infrage, Sie rückständiger, hinterwäldlerischer, hirnloser Wichser?«

Der Mann war bereits aufgesprungen – die Frage war nur, in welche Richtung er sich begeben würde, zur Tür hinaus oder an Penders Kehle.

Pender trat einen Schritt zurück und hob beide Hände zu einer Geste der Unterwerfung. »Ich wollte nur unter Beweis stellen, was ich gerade gesagt habe. Wie heißen Sie, Mann?«

»Bafferd.«

»Sehen Sie – ich behandle Sie respektlos und kriege nicht mal Ihren Vornamen aus Ihnen heraus.«

»Ray heiße ich.« Bafferd setzte sich wieder – etliche Leute im Raum kicherten, aber niemand in Reichweite des

Mannes.

»Die Antwort auf Ihre Frage, Ray, ist, dass es nichts schaden könnte. Aber das Mindeste ist, sich klar zu machen, dass er ein ebensolches *Bedürfnis* nach Respekt hat wie Sie selbst, und falls Sie das bezweifeln sollten, dann brauchen Sie sich nur zu fragen, wie kooperativ Sie sich mir gegenüber vor dreißig Sekunden verhalten hätten, als ich Sie respektlos behandelt habe.

Sonst noch Fragen? Okay, dann legen wir los. Proxemik, die Lehre von der Distanz und der räumlichen Anordnung bei der zwischenmenschlichen Kommunikation. Die meisten Menschen, die in unserem Kulturkreis aufgewachsen sind, empfinden fünfundvierzig Zentimeter als die optimale Distanz für intime Gespräche. Für die zwanglose, aber freundschaftliche Unterhaltung gelten fünfundvierzig bis hundertzwanzig Zentimeter. Alles, was über einen Meter zwanzig hinausgeht, ist unpersönlich, alles, was einen Meter achtzig überschreitet, ist öffentlich. Solange Sie es nicht mit jemandem von einem anderen Kontinent zu tun haben – worauf wir später noch zu sprechen kommen –, bietet sich daher für eine Vernehmung die folgende Raumaufteilung als Kulisse an ...«

Vier

»Lewis, wir müssen miteinander reden.«

Verfluchte Kacke. Die allerletzten Worte, die ein verheirateter Mann hören will. Selbst dann, wenn er nicht verkatert ist. Und genau das war Lewis Apgard. Sogar ganz fürchterlich. Vom Rum. St. Luke Reserve, weiß, fünfundsiebzig Prozent. Lewis öffnete die Augen. Es war schaurig, kostete ihn unerträgliche Mühe. Es wird

behauptet, Weiße sollten keinen weißen Rum trinken. Da könnte etwas dran sein.

»Wie viel hast du von letzter Nacht in Erinnerung, Lew?«

Die Kacke war wirklich am Dampfen. Anscheinend stand ihm ein formeller Vortrag von David Lettermans Liste der Top Ten unter den Phrasen bevor, die kein verheirateter Mann hören will. Lewis sah sich argwöhnisch im prachtvollsten Schlafzimmer des Herrenhauses aus dem späten achtzehnten Jahrhundert um, das allgemein unter dem Namen The Apgard Great House bekannt war, und suchte nach Anhaltspunkten. »Nicht viel«, musste er bekennen.

Seine bessere Hälfte tauchte in einem ihrer Outfits aus dem Bad auf, die besagten, dass sie auf den Golfplatz wollte – Schottenkaroshorts und ärmelloses weißes Trikot. Ihr vollständiger Name lautete Lindsay Hokansson Apgard – zwei Nachnamen, die man auf St. Luke nicht unterschätzen sollte –, aber alle, die Dienstboten inbegriffen, nannten sie Hokey. Sie war kinderlos, schlank, eine kräftige Schwimmerin, eine gute Reiterin, eine Golfspielerin ohne Handicap, und sie sah gleichzeitig älter und jünger aus, als sie war – nämlich dreiunddreißig, genauso alt wie ihr Mann. Älter wirkte sie, weil die Auswirkungen der Tropen auf den skandinavischen Teint verheerend sind, jünger, weil sie das affektierte Mienenspiel des verzogenen kleinen reichen Mädchens bis heute beibehalten hatte – bei dieser Gelegenheit war es das manipulative Schmollen. »Das dachte ich mir bereits.«

Plötzlich musste Lewis dringend pinkeln. Er schlug die Bettdecke zurück, schwang seine Beine über den Bettrand und huschte auf dem Weg ins Bad an ihr vorbei, wobei er gar nicht erst versuchte, seine Morgenlatte zu verbergen.

»Also, was ist? Wirst du es mir erzählen, oder was?«, rief er und übertönte damit das Geräusch seines Pissstrahls, der auf das Wasser traf. Trotz seines Katers